Freiheitsfackel

MITTEILUNGSBLATT

FÜR DIE MITGLIEDER DES FREIHEITSBUNDES E. V. LANDESVERBAND BERLIN

Nummer 15 **Juli/August 1958**

DREI REDEN

Zum Gedenken der Opfer des 20. Juli 1944 fanden in Berlin am Sonnabend, dem 19. Juli, abends, an der Hinrichtungsstätte in Plötzensee und am Sonntagvormittag in der Stauffenbergstraße Feierstunden statt. Die Hauptredner waren der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Professor Dr. Carlo Schmid, der Bundesinnenminister Dr. Schröder und der Innensenator, unser Kamerad Joachim Lipschitz.

LIPSCHITZ:

„In den 13 Jahren seit dem Zusammenbruch des Nazireiches ist eine umfangreiche Literatur über den deutschen Widerstand entstanden, sind viele Zeitungsartikel veröffentlicht, Reden gehalten und Gedanken geäußert worden über all das, was sich auf der Schattenseite des Naziregimes abgespielt hat, so daß es ein verwegenes und hoffnungsloses Beginnen zugleich wäre, etwas Neues, etwas nicht schon Gesagtes über die Frauen und Männer sagen zu wollen, zu deren Ehre und Andenken wir heute wiederum hier versammelt sind. Unendlich viel an fleißiger Forschungsarbeit, an psychologischer Durchdringung, an Nachspüren menschlicher Deutung wurde geleistet, um aus den vom Geschehen des letzten Krieges und der ersten Nachkriegsmonate fast verwehten und verschütteten Spuren ein Bild der Menschen, ihrer Gedanken und ihrer Ziele zu zeichnen. Mit historischer Genauigkeit prüfen und rekonstruieren wir den Weg jedes einzelnen aus seiner Sicht, seiner Weltanschauung, seinem Beruf und seinem Lebenskreis; den Weg in all seinen Ahnungen und Vorzeichen, mit den ersten Konflikten, dem Aufbruch der Leidensstraße und schließlich dem dunklen Ziel, hier oder an einer der anderen zahlreichen Henkersstätten der damaligen Zeit. Wir gewinnen ein geschichtlich treues Bild jener Vielfalt von Fäden, die sich damals knüpften, bis der Tod sie erreichte.

Man möchte sich manchmal fragen, ob es gut war, daß sich die Forschung so rasch und so gründlich diesem Abschnitt deutscher Geschichte und innerhalb dieses Abschnittes dieser Seite gewidmet hat. Tatsächlich war es den Nationalsozialisten gelungen, so viele Deutsche über das ganze wirkliche Ausmaß ihrer Verbrechen im unklaren zu lassen, wo doch schnelle und gründliche, vor allem aber objektive Aufklärung notwendig war. Und schließlich haben sich sicherlich viele an diese ihnen vordringlich erscheinende Aufgabe herangemacht, um einer abermaligen Verratslegende vorbeugend entgegenzutreten, und zwar mit Tatsachen. Trotzdem drängt sich bisweilen die Frage auf, ob es für uns Deutsche gut gewesen ist, daß sich die geschichtliche Forschung so schnell all dieser Vorgänge und Schicksale bemächtigt hat.

Vielleicht hat sie mit ihrem durchaus legitimen Bemühen um Objektivierung

alles Schrecklichen und Großartigen, alles Gemeinen und Heiligen, was jene Zeit auszeichnete, ungewollt einen weiteren Beitrag dazu geleistet, daß unserem Volk als ganzem eine harte und schonungslose Auseinandersetzung mit seiner eigenen Vergangenheit mit Schuld und Sühne erspart blieb, einer Auseinandersetzung, die ihm besser nicht erspart geblieben wäre. Aus der Auseinandersetzung der Deutschen mit sich selbst ist mittlerweile die deutsche Apologie in zahlreichen Nuancen und nach den verschiedensten Melodien geworden. In dem Bemühen, auch bei der Berichterstattung über die deutsche Widerstandsbewegung Licht und Schatten gerecht zu verteilen, menschliche Größe gebührend zu würdigen, ohne menschliche Schwächen zu vermeiden, Opfermut zu preisen, Versagen jedoch nicht ungetadelt zu lassen, bei all diesem Streben nach unbestechlicher Objektivität ist, wie mir scheinen will, die Berichterstattung über den deutschen Widerstand gegen Hitler unversehens mit hineingeraten in das allgemeine Gefälle der deutschen Apologie.

Nun wäre es gewiß sehr ungerecht, an dieser Gesamtentwicklung etwa den Historikern die Schuld zuschieben zu wollen. Im Gegenteil; sie verdienen Dank dafür, daß sie mit ihren Mitteln eine Lücke ausgefüllt haben, die wir anderen bisher nicht auszufüllen vermochten. In einem uneingeschränkten kämpferischen, keinen Widerspruch duldenden — wenn das Wort gestattet ist — radikalen Bekenntnis zum Widerstand zu seinen Trägern und vor allem zu seinen Opfern sind die Gedanken auf weiten Wegen abgeirrt, hat sich die Diskussion auf Randprobleme verlagert. Da wird die Frage aufgeworfen, welchen ethischen Gehalt der dem Tyrannen geleistete Treueid besitzt, ob ein Umsturz, mitten im Kriege sozusagen, zulässig ist und ob dabei auch Blut vergossen werden darf; ob das Anknüpfen von Verbindungen zu den damaligen Feindmächten nicht womöglich den Wert der Widerstandstat herabmindere; warum der eine oder der andere erst so spät dazu gestoßen ist, und wie man das Verhalten dieses oder jenes vor, während und nach der Aktion zu beurteilen habe.

Gewiß, all diese Fragen sind wichtig und erheischen Antwort, aber sie liegen nicht im Zentrum des Geschehens und schon gar nicht im Zentrum des Vermächtnisses, das die Gemordeten uns hinterlassen haben. Im Zentrum nämlich liegt eine einfache, eine schrecklich einfache Entscheidung, die jeder einzelne dieser Toten für sich getroffen hat, und auch nicht erst in dem Augenblick, da der Tod nach ihm griff. Diese Entscheidung wurde von ihnen allen unbeschadet der Probleme, die wir jetzt um sie türmen, über diese Fragen hinweg und durch sie hindurch getroffen. Und diese Entscheidung, nicht die Randfragen und nicht die Deutungen sind das Vermächtnis, um das es geht. Diese Entscheidung ist nicht nur erschreckend einfach, sie ist so alt wie die Menschheit selbst. Es ist jene, die vor zweieinhalb Jahrtausenden Sokrates traf und mit dem Tod bezahlte; jene, die Luther voller Stolz und Demut auf dem Reichstag zu Worms bekannte und die heute noch trotz allem behaupteten menschlichen Fortschritts von unzähligen Menschen auf der ganzen Erde immer wieder verlangt, getroffen und gebüßt wird: Freiheit oder Sklaverei — Demokratie oder Diktatur — Humanität oder Bestialität — Recht oder Gewalt — Gewissen oder Konformismus. In all diesen und noch vielen anderen Alternativen begegnet uns der uralte Konflikt. Jahrtausende von Bemühungen, eine Gesellschaftsordnung zu errichten, die den Menschen diese Entscheidung erspart, die die Antithese aufhebt und überflüssig macht — sie haben nicht zu verhindern vermocht, daß auch im 20. Jahrhundert um der gleichen Entscheidung willen das Blut der Besten floß und noch fließt. Was es zu erkennen gilt, ist, daß sie alle früher oder später, meinetwegen zu früh oder zu spät, am Anfang oder am Ende ihrer Auseinandersetzung mit der Gewaltherrschaft vor dieser Entscheidung gestanden haben, daß sich alle Kom-

plexität ihres Denkens und Ringens, ihrer Fragen und Antworten, alle Vielschichtigkeit ihrer Probleme am Ende in diese unerbittliche Frage auflöste und daß sie eine Konsequenz zogen, die uns in ihrer Schuld zurückläßt.

Der Arbeiter, der die in Jahrzehnten mühsam erkämpften Rechte nicht einer höhnischen Formel des Nationalsozialismus opfern wollte, der Staatsdiener, dessen Recht und Pflicht ihm verbot, Werkzeug einer hemmungslosen Gewaltherrschaft zu sein, der Lehrer und Wissenschaftler, der es ablehnt, sich als Giftmischer gegen die Jugend mißbrauchen zu lassen, der Künstler, der sich die Freiheit seiner künstlerischen Aussage nicht rauben lassen wollte, der Offizier, den seine Treue zum Volk zwang, sich dem haßverblendeten Totentanz entgegenzuwerfen, der Geistliche, der das Wort Gottes nicht in den Dienst der verlogenen Propaganda stellen wollte, der junge Mensch, der eines Tages erkannte, daß seine Ideale Lug und Trug waren und sein Glaube schändlich mißbraucht worden war, und schließlich alle jene Namenlosen, die sich plötzlich dem Ansinnen gegenübersahen, Eltern und Verwandte, Freunde und Kollegen im Stich zu lassen oder gar zu verraten — ihrer aller Weg erreichte eines Tages den gleichen Schnittpunkt und zwang sie zur Entscheidung. Und nur diese Entscheidung, nicht der Weg bis zu ihr ist wichtig, ist Mahnung, ist Vermächtnis. Diese radikale Entscheidung ist es, die von der Fülle des historischen Materials gelegentlich überschattet wird, sich in den Details zu verlieren droht. Aber gerade sie ist es, um deretwillen wir in ihrer Schuld stehen.

Nun hat das Wort radikal für viele einen erschreckenden Klang. Sie setzen es gleich mit hemmungslos, unduldsam, fanatisch, sie begreifen hierunter den Gegensatz zu humanistischer, verständigungsbereiter, zum Ausgleich geneigter Geisteshaltung. Es ist für sie Ausdruck eines abstoßenden und zerstörerischen Dogmatismus. Wir wissen aus vielen Zeugnissen, daß diese negative Auffassung nicht auf die Männer und Frauen paßt, deren Erinnerung wir heute beschwören. Im Gegenteil: sie waren weltgewandte, lebensbejahende, der Humanität, Toleranz und der Freiheitsliebe verschriebene Menschen. Und doch trafen sie am Ende gemeinsam und jeder für sich allein eine radikale Entscheidung, verbrannten die Schiffe hinter sich und wählten unter mehreren den einzigen Weg, den das Gewissen befahl.

In ihrem Sinne — und es sollte auch der unsrige sein — heißt radikal die Probleme auf die letzte Formel hinführen, das Unausweichliche nicht zu vermeiden trachten, die Erkenntnis durch die Tat besiegeln und keine Rücksicht auf die Dinge nehmen, die nichts mit der Entscheidung selbst zu tun haben. In dieser Gesinnung bekennt Julius Leber, schon jenseits der Entscheidung und voller Erkenntnis für das Selbstverständliche: ‚Für eine so gute und gerechte Sache ist der Einsatz des eigenen Lebens der angemessene Preis.' Vor dieser Radikalität der sittlichen Entscheidung und der ihr folgenden Tat — das wage ich zu behaupten — versagte bisher unser Bemühen, ihr Vermächtnis zu vollstrecken. Das mag vielleicht daran liegen, daß wir nach all dem Schrecklichen es leid waren und sind, vor Alternativen gestellt zu sein, die alles oder nichts von uns verlangen.

Viele von uns vermeinen, in politisch hinreichend geordneten Verhältnissen zu leben und schlußfolgern daraus, daß die großen Fragen bereits beantwortet seien, oder aber sie halten sich zur Beantwortung nicht für zuständig und sind heilfroh darüber. Aber wenn wir es uns so einfach machen, das wirklich Einfache zu leugnen, dann sinken wir immer tiefer in die Schuld jener, die für uns starben. Ein Volk hat sich zu den Märtvrern seiner Freiheit zu verhalten wie Schuldner zu ihren Gläubigern. Und wenn wir es schon ihnen in der Radikalität ihrer Entscheidung nicht gleichzutun vermögen, so sollten wir doch nicht nach der alten bequemen Ausrede greifen, daß die Gegenwart uns anders als seinerzeit ihnen diese Entscheidung erspart. Nichts ist falscher als das. Auch nach dem Opfergang des zweiten Weltkrieges haben sich die

Mächte und Kräfte dieses Erdballes nicht so geordnet, daß etwa die großen Alternativen überflüssig geworden wären. Das zeigen wohl die gegenwärtigen Ereignisse deutlich genug. Daß dem so ist, liegt gewiß nicht an den Toten. Ihr Vermächtnis war gewaltig genug, um die entscheidende Antithese zu überwinden. Die Überlebenden sind es, die nicht groß genug waren, dieses Vermächtnis zu vollstrecken.

Hüten wir uns aber auch vor jener denkfaulen Bescheidenheit, die sich angesichts der Größe und der Zahl der Opfer damit zu beschwichtigen sucht, daß ja immerhin bewiesen sei, daß nicht alle Deutschen Nationalsozialisten waren, daß es Hitler nicht gelungen sei, die Elite des deutschen Volkes für sich zu gewinnen, jeden menschlichen Anstand zu unterdrücken, die Jugend auf die Dauer hinters Licht zu führen und was dergleichen Alibiangebote mehr sein mögen.

So richtig diese Feststellungen vielleicht sind — nur mit ihnen das Schuldner-Gläubiger-Verhältnis erledigen zu wollen, ist zutiefst unangemessen. Nein, ihr Vermächtnis ist sehr viel ernster und wiegt sehr viel schwerer, und es erledigt sich auch nicht von selbst etwa durch Zeitablauf; wenn es uns aufgibt, über Konfessionen und Parteien hinweg in jedem, auch dem Andersdenkenden, einen Bundesgenossen zu sehen, wo jeder in der letzten großen Entscheidung auf unserer Seite steht, so wie sie es damals taten, so sind wir davon noch sehr weit entfernt. Wenn sie uns lehren, Freunde und Gegner allein nach ihren Zielen und Ideen zu bewerten, anstatt ihre Motive zu beurteilen, dann haben wir allen Grund, beschämt zu sein. Und wenn wir geduldet haben, daß ihre Schergen und Henker sich durch das von den Ermordeten geöffnete Tor in das neue Leben drängen konnten und sich hier wie biedere Bürger aufspielen als ob nichts geschehen sei — dann haben wir unbefugt für die Gemordeten und Gequälten Vergebung geübt, ehe wir ihre Forderungen an uns beglichen haben. Den Tyrannen überlebt zu haben, ist kein Sieg — das Aufkommen eines neuen Usurpators rechtzeitig verhindern, die Gefahr früh genug erkennen und ihr begegnen, die Wurzeln des alten auszureißen, das ist eine Aufgabe. Und wenn Haushofer schon den Moabiter Sonetten bekennt: ‚Es gibt wohl Zeiten, die der Irrsinn lenkt — das sind die besten Köpfe, die man henkt', dann ist dies ein sehr deutlicher Anruf an die besten Köpfe, die den Irrsinn überlebt haben, in welcher Front sie stehen mögen, jenen Ideen Treue zu erweisen, für die hier und anderswo in den verruchten zwölf Jahren gestorben worden ist: der Idee, bei aller unterschiedlichen Weltanschauung die Einigkeit in der letzten Entscheidung zu festigen; der Idee, das Wesentliche nicht zu verleugnen und sich vor allem nicht am Unwesentlichen zu verschwenden; der Idee, die sittlichen Gesetze nicht nur als theoretische Gebote zu begreifen, sondern ihnen in allen Lebensbereichen und keineswegs zuletzt in der Politik Geltung zu verschaffen; der Idee schließlich, sich jederzeit gerüstet zu halten für die große Entscheidung, aber nicht um ihr auszuweichen, sondern um sich ihr zu stellen. Wie wenig haben wir doch von ihnen gelernt, wie zaghaft sind wir doch, wenn es gilt, ihre Lehren weiterzugeben, wie dürftig ist doch, was wir bisher zur Vollstreckung ihres Vermächtnisses getan haben und wie fern sind wir doch noch von der Vollendung ihres Werkes. Lernen, lehren, vollstrecken, vollenden — wie tief sind wir doch noch in ihrer Schuld!"

SCHRÖDER:

„Hochansehnliche Versammlung! Ich soll Ihnen allen und ganz Berlin die herzlichsten Grüße des Herrn Bundeskanzlers überbringen. Der Herr Bundeskanzler bedauert schmerzlich, heute in dieser Stunde nicht hier sein zu können und genötigt worden zu sein, seine Berliner Reise, die seit langem intensiv geplant war, zu verschieben. Die Gründe, aus denen er seine Reise verschieben mußte — und aus denen er an der heutigen Stunde nicht teilnehmen kann, sind ein

Hinweis darauf, daß wir in einer sehr ernsten Zeit leben. Es ist eine Mahnung an uns alle, an eine Gefährdung unser aller in einer unbefriedeten Welt, in einer Welt voller Spannungen und Gegensätze. Ich glaube, wir sollten heute eines erkennen: Im Rückblick auf unsere jüngste Vergangenheit sind wir noch keineswegs zu endgültiger Klarheit, Ruhe und innerer Festigung gekommen. Ich glaube auch, es hieße zuviel von den Deutschen insgesamt verlangen, wenn sie schon jetzt eine historisch richtige Einschätzung ihrer jüngsten Vergangenheit haben sollten.

Warum ist das so? Ich glaube, daß der Jammer der Zerreißung unseres Vaterlandes ein schweres Hemmnis darstellt, das uns hindert, als ein wiederhergestelltes, als ein wieder heil gewordenes Volk und als ein heiler Volkskörper eine neue, bessere Entwicklung mit voller Kraft und voller Hingabe betreiben zu können. Ein geteiltes Vaterland bedeutet einen gewaltigen Kräfteverzehr auf seelischem und moralischem Gebiet. Dies ist in Wirklichkeit die schwerste Hypothek, die auf aller deutscher Politik lastet.

Diese Stunde dient nicht der Klage und Anklage, sondern, ich glaube, wir alle meinen, daß sie eine Stunde der Mahnung und Besinnung ist. Der zwölfjährige Weg des nationalsozialistischen Regimes ist von ungezählten Opfern gesäumt. Und wenn wir heute auf diese Zeit zurücksehen, 25 Jahre nach ihrem Beginn, und nun schon 13 Jahre seit ihrem Ende, was ergreift uns letztlich im Rückblick auf diese kurze Epoche deutscher Geschichte? Ergreift uns am tiefsten die Tatsache, daß eine politische Führung verblendet war, ihre Fehler, ihre Mißerfolge, ihre Zerstörungen, die Zahl ihrer Opfer? Nein, ich glaube, das ist es nicht, was uns am tiefsten ergreift, sondern am tiefsten ergreift uns das immer neue Erschrecken vor diesem tiefsten Verstoß gegen die Menschlichkeit, gegen die Gesinnung und gegen das Recht. Die Tatsache einer im tiefsten glaubenslosen und daher verantwortungslosen Staatsführung, das ist es, wie ich glaube, was uns mit tiefstem Erschrecken immer aufs neue ergreift und ergreifen soll. Für das Verderbnis im totalitären Staat sind nicht die Millionenmassen verantwortlich zu machen, sondern allein die Inhaber der Macht.

Lassen Sie uns bei allem Leid den Blick nach vorn richten. Ich glaube, daß ein Volk, das wie das deutsche durch ein Schicksal in diesen 25 Jahren gegangen ist, eines notwendig braucht: es braucht den Anruf der Versöhnung. Es braucht den Blick auf die Zukunft, es braucht den Blick auf eine bessere Zukunft, denn nur durch eine bessere Zukunft kann es die Vergangenheit geläutert überwinden. Das ist unsere Hoffnung, das ist unsere Verheißung, und das ist der Blick, den wir nach vorne wagen sollten.

Aber dazu gehört eines, daß dieses Volk zu einer Übereinstimmung kommt über seine höchsten Werte. Und dabei muß es wissen, daß es ohne Menschlichkeit und ohne Freiheit kein Recht gibt, und daß es ohne Recht keine friedliche Gesellschaft gegeben hat und geben wird. Und deswegen meine ich, daß wir in dieser Stunde unserem Volk drei Dinge wünschen sollten: Menschlichkeit, Freiheit und Recht. Das sind die besten und tiefsten Wünsche für ein unvergängliches Vaterland."

SCHMID:

„In den Ruhmeshallen der Völker haben von jeher die Standbilder der großen Befreier den vornehmsten Platz eingenommen. Und in ihren Annalen und Heldenliedern wurde denen das schönste Preislied gesungen, die den Tyrannen verjagten, die dem Tyrannen den Dolch ins Herz gestoßen haben. Nirgends sind Taten wie jene, die Claus Stauffenberg und seine Gefährten begingen, als Morde angesehen worden, nirgends als ein „crimen laesae majestatis", als Verbrechen gegen die Hoheit des im Träger der Herrschaftsgewalt sich verkörpernden Staates.

Harmodios und Aristogeiton, die Brutusse aller Zeiten gingen als Vorbilder hoher Menschlichkeit und edler Vaterlandsliebe noch in die Schulbücher ein.

Freilich hat es die Tieferdenkenden immer bewegt, ob der Gehorsam, den man der Obrigkeit schuldet, es gestatte, dem Tyrannen gegenüber zum tödlichen Stahl zu greifen. Ganze Rechtsschulen haben sich in der Antwort auf die so gestellte Frage entzweit, und jene, die sie bejahten, mußten es sich gefallen lasssen, Monarchomachen gescholten zu werden.

Aber schließlich hat doch bis in die Theologie hinein das Wissen um das Recht des Menschen gesiegt, sich mit jedem Mittel von denen zu befreien, die es ihm unmöglich machen, nach seiner Bestimmung zu leben — mit allen Mitteln das Joch derer abzuschütteln, die den Menschen zum seelenlosen Objekt ihrer verbrecherischen Willkür degradieren und ihn zwingen, zum Komplicen ihrer Unmenschlichkeit zu werden.

Der Tyrann ist ja mehr als nur ein ungerechter oder unfähiger, übermütiger Herrscher, Grausamkeit allein kennzeichnet ihn noch nicht. Was ihn zum Tyrannen macht und was gegen alles zu Recht werden läßt, was gegen ihn getan wird, das ist, daß er den Menschen zu einem Leben zwingt, das man nur akzeptieren kann, wenn man bereit ist, auf alles zu verzichten, was ein Leben in Selbstachtung möglich macht, wenn man bereit ist, das Böse zum Maßstab der eigenen Lebensordnung zu machen. Tyrann ist, wer uns zu Ehrlosen macht, wenn wir nicht widerstehen.

Nun sagt man freilich, viele der Männer, die gegen die Tyrannei aufstanden — die den deutschen Namen über alles Maß hinaus geschädet hat — die unser Volk so tief zu verderben drohte, daß die Gewöhnung an sie schließlich das rechte Wissen um Gut und Böse aus Sinn und Herz der Deutschen herausgerissen hätte — seien durch einen feierlichen Eid an den Tyrannen gebunden gewesen. Durch den Aufstand gegen ihn hätten sie diesen Eid gebrochen und der Anschlag auf ihn sei darum doppelt verwerflich gewesen.

Ich weiß, wie schwer viele der Männer, deren Andenken wir heute feiern, mit den Problemen gerungen haben, die ein Eid dem Gewissen aufgeben kann. Ich weiß auch, daß keiner von ihnen leichtfertig das Band zerrissen hat, das die Schwurhand einst knüpfte. Aber waren jene Skrupel berechtigt? Und hat irgend jemand ein Recht, den Vorwurf des Eidbruches zu erheben?

Der Eid ist ein Treuegelöbnis, das unter Anrufung Gottes abgelegt wird. ‚So wahr mir Gott helfe', sprechen wir, wenn wir schwören. Kann sich einer, der Gott zum Richter über sein Wort anruft, der ihn bittet, ihm bei der Erfüllung seines Versprechens zu helfen, sich zur Treue im Sinne der Gefolgschaft dem Verbrechen gegenüber verpflichtet haben? Hat es einen Sinn, den Eid zu berufen, wenn die Treue zum Beschworenen nur den Sinn haben könnte, Mittäter grauenhafter Verbrechen zu werden. Claus Stauffenberg hat einmal gesagt: Hitler sei das Böse an sich. Der Mann, von dem unser Volk sich zwölf Jahre lang beherrschen und in die Irre führen ließ, war in der Tat das Böse an sich. Kann man angesichts einer Inkarnation des Bösen auf den Eid verweisen, den einer geleistet hat, ehe er dieses Böse in seiner Verruchtheit erkannte? Wer dies täte, beginge eine Lästerung! Keiner von uns sollte jenen die Ehre auch nur eines Versuchs der Widerlegung schenken, die den Männern des 20. Juli und ihren bekannten und unbekannten Vorgängern und Nachfolgern gegenüber auf den Fahneneid verweisen, um sie schmähen zu können!

Der Tyrannenmord ist kein Mord im Sinne des Fünften Gebotes und der Sittenlehre. Weder der Dekalog noch das Sittengesetz verbieten uns, den zu vernichten, der uns mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben bedroht. Um so weniger verbieten sie uns, den zu vernichten, der unsere Seele mordet, indem der uns zu einem Leben in Schimpf und Schande zwingt, zu einem Leben, das wir nur führen können, wenn wir — und sei es nur durch Verschweigen — das Verbrechen gut heißen, wenn wir das Gesetz des Teufels zum Worte Gottes machten. Wenn es keinen anderen Weg gibt, sich aus solcher Not zu befreien, dann ist es sittlich erlaubt — ja, ge-

boten —, den zu töten, der uns, der unser ganzes Volk in den Stand der Unmenschlichkeit zu versetzen droht. Im Deutschland jener Zeit gab es keinen anderen Weg —.

Was die Männer des Widerstandes taten, war Notwehr, war Erfüllung einer sittlichen Pflicht sich selbst und dem Volk gegenüber, das keinen anderen Helfer finden konnte, als gerade sie. Sie waren keine Mörder und nicht Komplicen von Mördern, sie waren weder Hoch- noch Landesverräter — sie waren Soldaten, die einen guten Kampf gekämpft haben, sie waren Kreuzritter in einem heiligen Krieg, sie haben gehandelt wie St. Georg, der auszog, den Drachen zu töten. Sie waren Patrioten, die es unternahmen, dem Verrat, der zwölf Jahre lang an Deutschland begangen worden war, ein Ende zu bereiten.

Die Männer und Frauen des Widerstandes mögen den verschiedensten politischen Richtungen angehangen haben. Das Bild, das sich der einzelne von der Gestaltung der Zukunft des deutschen Volkes machte, mag von dem jedes anderen seiner bekannten und unbekannten Gefährten verschieden gewesen sein. Aber ein Band hielt sie alle in einer unsichtbaren Gemeinschaft über Zeit und Raum hinweg verbunden: der Wille, das Leben dafür einzusetzen, daß von dem deutschen Volke die Schande genommen werde, in die es die Gewaltherrschaft des Unmenschen so lange gestürzt hatte. Es ging ihnen dabei nicht um die Stillung noch so edler Bedürfnisse ihres Gemütes. Es ging ihnen nur um eines: der Freiheit und der Menschlichkeit eine Gasse zu bahnen, damit die Menschen unseres Landes endlich wieder menschlich leben könnten — ja, damit der deutsche Name endlich aufhöre, für die Völker der Erde das Wort für ‚Henker' zu sein.

Diese Frauen und Männer haben nicht in erster Linie gehandelt, um ‚Politik zu machen'. Es ist ihnen nicht darum gegangen, die Sieger sanfter zu stimmen, wenngleich sie davon überzeugt gewesen sein mochten, daß die Beseitigung des Tyrannen das Ende der Schrecken des Krieges beschleunigen und die Abschirmung deutschen Landes ermöglichen werde. Sie hatten sich solche Wirkung erhofft; der schlechthinnige Beweggrund für ihr Tun war diese Hoffnung aber nicht. Sie waren zu ihrer Tat entschlossen, auch wenn dadurch politisch und militärisch dem deutschen Volk kein Vorteil erwachsen sollte. Ja, die Entschlossensten unter ihnen waren bereit, die militärische Niederlage in Kauf zu nehmen, wenn nur dadurch die Welt von der Herrschaft des Unmenschen und das deutsche Volk von der Schande, ihm zum Werkzeug dienen zu müssen, befreit würde — der Sieg des Rechts erschien ihnen heiliger; im Moralischen siegreich zu sein, erschien ihnen ruhmvoller als Heimkehr im Triumph unter besudelten Waffen. Dieser Gedanke stellt uns vor das Herzstück des moralischen Konfliktes, den sich die Verschwörer gestellt haben: wie haben wir uns zu entscheiden, wenn ein Verhalten dazu führen kann, daß Deutschland den Krieg gewinnt, dafür aber die Herrschaft der Bestialität für Generationen bis in unsere Seelen hinein befestigt wird — mit KZ, mit Folterkellern der Gestapo, mit der Vergasung weiterer Millionen, mit den Mordtaten neuer Einsatzkommandos — wenn ein anderes Verhalten uns und die Welt von der Zwingherrschaft des Unmenschen befreien kann, das deutsche Volk aber dafür in Kauf nehmen muß, den Krieg zu verlieren mit allem, was der Verlust eines Krieges nach dem, was anderen Völkern angetan worden ist, bedeuten mußte — dafür aber seine Seele wiedergewinnen wird?

Wie schwer mag dieses Dilemma auf diesen tapferen Kriegern, diesen glühenden Patrioten, diesen edelsten Vaterlandsfreunden gelastet haben! Sie haben es nicht umgangen, sie haben sich ihm gestellt und den Knoten der intellektuellen Zwirnsfäden zerhauen, mit denen die Trägheit unserer Herzen so oft und so kunstreich unseren Willen zum rechten Tun in Fesseln schlägt. Sie haben die Tat gewählt, die unserem Volke die Ehre wiedergeben konnte, die es sich hatte stehlen lassen; sie haben

unser Land, das zu einer Räuberhöhle zu werden drohte, wieder zu einem Vaterlande gemacht. Sie haben es getan unter Hintansetzung aller politischen Rednerei.

Dies gilt vor allem für jene, die zu Taten geschritten sind, als es noch den Anschein hatte, die deutschen Heere könnten siegen. Es nimmt ihrem Tun nicht von seiner moralischen Größe, daß dieser Anschein je und je trügerisch gewesen ist, und daß jeder Nachdenkliche wußte, daß dieser Krieg von Anfang an nicht zu gewinnen war, daß die deutschen Heere zwar Schlachten gewinnen konnten, aber den Krieg verlieren mußten.

Das Vorhaben der Helden, zu deren aller Ruhm hier stellvertretend das Denkmal dieses edlen deutschen Jünglings steht, ist gescheitert. Der Tyrann entkam. Der Krieg ging weiter. Das deutsche Volk hatte den bitteren Kelch der Schande und des Leidens bis zum letzten Tropfen zu leeren. Doch wenn je das Wort gelten durfte: ‚Und ihr habt doch gesiegt!' so hier!

Es gilt von den politischen Folgen der Tat so gut wie von den moralischen.

Das Politische sei dem Moralischen fremd oder gar feind, hört man oft sagen. Dies ist ein törichtes Wort, und nirgends erweist sich seine Torheit deutlicher, als an dieser Stelle: war nicht die Tat jenes 20. Juli vor zehn Jahren, waren nicht die Opfer, die Deutsche vor und nachher brachten, die Ursache, daß die Sieger dieses Krieges, von denen manche jahrelang unter einer Gewaltherrschaft zu leiden hatten, die im Namen des deutschen Volkes ausgeübt worden war, uns schließlich — nachdem sie begriffen hatten, was in Deutschland auch geschehen konnte nicht mehr als angeklagte Verbrecher behandelt haben, die man in Sicherheitsverwahrung zu nehmen hat, sondern als mögliche Partner einer besseren Welt von morgen?

Auf dem Felde der Moral könnte die Ernte noch reicher werden, wenn wir den Acker weiter bestellen, den sie mit ihrem Geist angesät und mit ihrem Blut gedüngt haben. Hätte es nicht das Heldentum der Frauen und Männer des Widerstandes gegeben — jener des 20. Juli und jener anderen, die das Geschehen dieses Tages nicht ausdrücklich mitumfaßt — was gäbe unserem Volke das Recht, den Menschen anderer Völker gerade ins Auge zu blicken?

Gewiß, es gibt keine Kollektivschuld. Es gibt aber auch kein Recht, sich auf eine Kollektivunschuld zu berufen. Und es gibt Verbrechen, die auch nicht — gerade von uns nicht — vergessen werden dürfen, und mit deren Urheber es keine Versöhnung geben kann. Mögen die ihnen vergeben, die sie getreten haben. Uns ziemt nach dem Wort unseres Bundespräsidenten „kollektive Scham". Diese Scham müßte uns ersticken; es müßte uns moralisch unmöglich sein, sie von uns wegzuwälzen, wenn nicht die Helden des Widerstandes es auf sich genommen hätten, zu kämpfen und zu leiden, damit auch in dieser unmenschlichen Zeit in unserem Lande eine Fahne der Menschlichkeit, der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Ehre im Sturmwind der Geschichte wehen könne.

Wenn wir dieses recht begreifen, und es uns nicht damit genug sein lassen, uns in kollektivem Selbstlob der Frauen und Männer, deren Andenken wir feiern, zu rühmen — wenn wir statt dessen in uns gehen und eingedenk werden, wie wenig wir — verglichen mit dem, was jene taten — für unser Volk hergaben, dann könnte es sein, daß wir eines Tages uns das Recht verdient haben könnten, zu sagen: ‚Sie, die unter dem Beil, die am Galgen, die in den Gaskammern, am Pfahle gestorben sind, haben stellvertretend auch für uns gehandelt; der harte Lorbeer, den sie, einer Dornenkrone gleich, in ihre Stirne gedrückt haben, hat die Schuld weggenommen, die auf uns lastete, die nicht vermochten, Deutschland und die Welt aus dem Würgegriff des Tyrannen zu befreien. Nun dürfen wir wieder sagen: Heilig Herz der Völker, Vaterland!' "

Herausgeber: Freiheitsbund e. V., Landesverband Berlin. **Verantwortlich:** Franz Meyer, Ernst Carlbergh, beide Berlin-Wilmersdorf, Sigmaringer Str. 8, Telefon 87 29 08. **Druck:** Rudolf Otto, Berlin W 35, Lützowstraße 63, Telefon 13 12 59.